

Mission – Zur Ambivalenz von Grenzüberschreitungen

Vortragsreihe: Schlag-Schatten des Christentums, 30.09.2008, Kleine Synagoge, Erfurt

Dr. Arnd Bünker, Institut für Missionswissenschaft, Universität Münster

Pfr. Michael Hanfstängl, Direktor Lutherisches Missionswerk, Leipzig

1. Ökumene

(Arnd Bünker)

Der Begriff Ökumene hat mehrere Bedeutungsebenen. Drei sind mir für das Verständnis und die Praxis der christlichen Mission heute wichtig.

Eine zentrale und erste Bedeutung: **Ökumene meint die ganze Welt**, die ganze bewohnte Erde.

Mission ist in dem Sinne ‚ökumenisch‘, als dass sie von ihrem Selbstverständnis her die ganze Welt in den Blick nimmt.

„Alle Völker“ (Mt 28) sollen in die Schule Jesu gehen, die Botschaft von der Rettung gilt allen Menschen und ist gegenüber allen Menschen zu bezeugen – auch noch im letzten Winkel unseres Planeten, „bis an die Grenzen der Erde“. (Apg 1)

Der Anspruch der zentralen Botschaft der christlichen Religion lautet: Alle Menschen sind von Gott geliebt. Ob alle Menschen diese Botschaft glauben oder gar ihre Hoffnung auf sie setzen, dass bleibt ihnen selbst überlassen. Die Botschaft selbst gilt aber – und Mission heißt nichts anderes, als die Praxis von Christinnen und Christen, diese Botschaft zu bezeugen, ihre grenzenlose und niemanden ausschließende Geltung zu vertreten. Mit anderen Worten: Mission heißt, glaubhaft machen, dass kein Mensch ohne Hoffnung Leben muss.

Deshalb ist die christliche Religion eine Religion der Grenzüberschreitung. Der Glaube an einen Gott, der zu allen Menschen Ja sagt, ließ sich nicht in Jerusalem, nicht im Judentum, nicht in Palästina, nicht in den Grenzen des östlichen Mittelmeerraumes und nicht in den Grenzen des römischen Weltreiches begrenzen. Auch die sog. Barbaren jenseits der römisch zivilisierten Welt sollten die christliche Botschaft hören.

Das Christentum kann sich selbst um diese innere Identität seines Glaubens nicht betrügen. Grenzüberschreitung gehört zum inneren Selbstverständnis dieser Religion. Dieser Anspruch ist für viele innerhalb wie außerhalb der Kirchen nicht leicht zu ertragen. Muss das sein?

Ich meine, dass es einen guten Grund zu erinnern gibt, nämlich dass dem universalen Anspruch des Evangeliums eine humanisierende Dimension innewohnt, weil das Evangelium vom unbedingten und voraussetzungslosen Ja Gottes zu allen Menschen inhumane Trennungen zwischen Menschen überwindet: keine Schranke des Geschlechts, der Nation, der Rasse, der Kultur, der Sprache, der Orientierung, des Glaubens, der sozialen Stellung, der wirtschaftlichen Kraft usw. hält das Ja Gottes zu den Menschen auf. Eigentlich.

Die kritische Rückfrage an Mission bleibt gleichermaßen: Wie wird diese Grenzüberschreitung im Zeugnis der Kirche praktiziert? Wird darin wirklich deutlich, dass es sich um eine gute und menschenfreundliche Botschaft handelt oder ist die Grenzüberschreitung selbst eher ein Widerspruch zur Botschaft. Die Grenzüberschreitungspraxen der Kirche sind quer durch die Kirchengeschichte ambivalent. Mission und Eroberung, Taufe und Versklavung, Verkirklichung und kulturelle Entfremdung gingen oftmals Hand in Hand. Aber es gab auch die andere Seite: Missionare, die sich gegen rassistisch begründete Ausbeutung stellten; Missionarinnen, die wider alle Logik der Ausbeutung und Unterwerfung den Ärmsten und den Kranken zur Seite standen; Missions- und Hilfswerke, die bei den Protesten gegen die Globalisierungslogik der Mächtigen in Heiligendamm zu den Protestierenden gehörten und Gottesdienste am Grenz- und Absperrzaun zum Ausdruck dafür machten, dass das universale Ja Gottes anders gemeint ist als die universalen Versprechen/Verbrechen der Globalisierung durch die Stärksten.

Mission ist ökumenisch – und gerade die Ökumene, die Welt mit ihren Schicksalen, ist Prüfstein dieser Mission.

Hier liegt die zweite Bedeutung von Mission: Mission steht in ökumenischer Verpflichtung. **Die Welt, so wie sie ist, stellt ganz konkrete Herausforderungen für das missionarische Glaubenszeugnis der Kirchen:** Die Bedrohungen für die Menschen, die diabolischen Gefährdungen heute lauten vor allem: Wirtschaftliche und soziale oder kulturelle Ungerechtigkeiten, die die Welt im Kleinen und im Großen in Stücke reißen; Kriege und gewaltsame Unterdrückung, die von den Hoffnungen auf Leben in Fülle abschneiden; und schließlich die große Gefährdung der Menschheit durch eine ökologische Katastrophe, die die von Menschen

bewohnte Erde, die Ökumene, fundamental bedroht. Keine Mission der Kirchen kann und darf sich an diesen Fragen der Menschen vorbeimogeln.

Die dritte Bedeutung von Ökumene ist binnenchristlich. **Ökumene meint das weltweite Zusammenspiel der Kirchen in ihrer weltweiten und den Menschen und ihren Hoffnungen zugewandten Mission.** Dieses Zusammenspiel war und ist nicht unumstritten. Der Missionsbegriff selbst, der erst von den Jesuiten im 16. Jahrhundert „erfunden“ wurde, richtete sich zunächst auf Deutschland. Hier waren weite Landstriche vom katholischen Glauben abgefallen, protestantisch geworden, und bedurften folglich der Mission im Sinne einer Wiedereingliederung in die katholische Kirche. Bis heute gibt es in manchen Kirchen Hardliner, die die Universalität von Gottes Ja zu den Menschen auf die eigene kirchliche Binnengrenze reduzieren. „Nur in unserer Kirche gibt es Heil.“ „Nur unsere Taufe ist echt.“

Viele Christinnen und Christen haben gemerkt, dass diese Enge der Weite des Evangeliums nicht entspricht. 1910 gab es eine erste, später sog. „Weltmissionskonferenz“ in Edinburgh, auf der man versuchte, die binnenchristliche missionarische Konkurrenz zu beenden. Die katholische Kirche ist seit den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts ebenfalls Teil dieses Gesprächsprozesses. Mit der Charta Oecumenica liegt seit 2001 eine verbindliche Absprache zwischen den meisten Kirchen in Europa vor, sich nicht gegenseitig durch Abwerbungsmission die Gläubigen untereinander abspenstig zu machen. Im Kern stellt die Charta Oecumenica fest, dass der universale Anspruch des Evangeliums gewichtiger ist als die einzelkonfessionellen Sondergesichtspunkte und Partikulartraditionen. Mission ist Grenzüberschreitung, nicht Grenzziehung. Der Glaube an das Ja Gottes zu allen Menschen verbindet die Kirchen mehr als alles, was sie sonst trennen mag, untereinander in christlicher Ökumene und mit allen Menschen in der großen Ökumene der Menschheit, die von Gott zu Leben berufen ist.

Zitate aus der Charta Oecumenica, Kapitel II:

„Die wichtigste Aufgabe der Kirchen in Europa ist es, gemeinsam das Evangelium durch Wort und Tat für das Heil aller Menschen zu verkündigen. ... Wir verpflichten uns,

- über unsere Initiativen zur Evangelisierung mit den anderen Kirchen zu sprechen, darüber Vereinbarungen zu treffen und so schädliche Konkurrenz sowie die Gefahr neuer Spaltungen zu vermeiden;

- anzuerkennen, dass jeder Mensch seine religiöse und kirchliche Bindung in freier Gewissensentscheidung wählen kann. Niemand darf durch moralischen Druck oder materielle Anreize zur Konversion bewegt werden; ebenso darf niemand an einer aus freien Stücken erfolgenden Konversion gehindert werden.“

2: Kolonialismus, Teil I

(Michael Hanfstängl)

In Afrika begegnete mir das geflügelte Wort: „Zuerst hatten wir das Land – und die Weißen die kamen, die Bibel. Jetzt haben wir die Bibel – und sie das Land.“

Mission steht unter dem Verdacht, mit den Eroberern, Schutztruppen in den Kolonien und Kolonialbehörden eng zusammen gearbeitet zu haben. Manche würden der Mission sogar vorwerfen, die Menschen geistlich kolonisiert zu haben, indem sie ihnen den Gehorsam gegenüber der weißen Obrigkeit vermittelt haben. Stimmt die einfache Gleichsetzung: „Mission und Kolonialismus sind wie zwei Seiten einer Medaille?“

Im Blick auf die Missionsgeschichte aller christlichen Konfessionen gibt es in der Tat schockierende Ereignisse, die überaus fragwürdig waren. In der Eroberung Lateinamerikas wurde beispielsweise 1513 das sogenannte **„Requerimiento“** des spanischen Kronjuristen Palacios Rubios entwickelt, das wörtlich als „Aufforderung“ oder „Mahnung“ zu übersetzen ist, das eine rechtliche Grundlage für Kriege gegen Indianer schaffte. (der vollständige Wortlaut ist im Textheft zur Rogate-Aktion 1992 „Unentdecktes Amerika“, S. 18-19 veröffentlicht, das von unserem Dachverband, dem Evangelischen Missionswerk in Deutschland (EMW) herausgegeben wurde.) Bei jedem Eroberungszug war dieser Text in Anwesenheit eines Notars zu verlesen. Folgten die Einheimischen den Anweisungen nicht, durften die Eroberer ihnen den – für „gerecht“ gehaltenen – Krieg erklären und die Kriegsgefangenen zu Sklaven machen. Die Argumentation des Requerimiento hat folgende Schritte:

- Der Papst in Rom ist das Oberhaupt über alle Menschen
- Der Papst hat den Katholischen Königen von Spanien, Don Fernando und Dona Isabel und ihren Nachfolgern Euer Land geschenkt.
- Einige Bewohner dieses neuen Landes hätten sich bereits zu Christen bekehrt. Gleichermaßen soll auch Ihr es tun!
- Unterwerft Euch unter den Papst und den König und lasst Euch von den „hier anwesenden Ordenbrüdern“ das Gesagte erklären.
- Androhung von Gewalt gegen Widerspenstige. Wörtlich heißt es: *„Wenn ihr dies aber nicht tut und böswillig zögert, dann werde ich, das versichern wir euch, mit Gottes Hilfe gewaltsam gegen euch vorgehen, euch überall und auf alle nur mögliche Art mit Krieg überziehen, euch unter das Joch und unter den Gehorsam der Kirche und seiner Majestät beugen, eure Frauen und Kinder zu Sklaven machen, sie verkaufen und über*

sie nach dem Befehl Seiner Majestät verfügen. Wir werden euch euer Eigentum nehmen, euch schädigen und euch Übles antun, soviel wir nur können, und euch als Vasallen behandeln, die Ihrem Herrn nicht gehorsam und ergeben, sondern widerspenstig und aufsässig sind. Wir bezeugen feierlich, dass das Blutvergießen und die Schäden, die daraus erwachsen allein euch zur Last fallen, nicht Seiner Majestät, nicht mir und nicht diesen Rittern, die mit mir gekommen sind. Alles, was ich euch hier gesagt und gefordert habe, bitte ich den Notar schriftlich zu beurkunden.“

Die Handhabung des „Requerimiento“ beklagte sich der Notar Oviedo kurz darauf: „Ich wünschte, es gelänge, ihnen [den Indios] das Requerimiento zunächst einmal verständlich zu machen, aber man unternimmt nicht einmal den Versuch, da es als unnötig und überflüssig erachtet wird. ... 1516 fragte ich den Doktor Palacios Rubios, der dieses Requerimiento angeordnet hatte, persönlich, ob bezüglich des Requerimiento die Christenheit nun ein ruhiges Gewissen haben könnte. Er bejahte dies; man müsse sich nur genau an das Requerimiento halten.“ (EMW, a.a.O, S. 19)

Vor allem zwei Stellen aus der Bibel wurden genutzt, um das gewaltsame Vorgehen zu dieser Zeit zu rechtfertigen: die Kriegsgesetze im 5. Buch Mose Kapitel 20: „Wenn du vor eine Stadt ziehst, um gegen sie zu kämpfen, so sollst du ihr zuerst den Frieden anbieten.“ (V 10) „Will sie aber nicht Frieden machen mit dir, sondern mit dir Krieg führen, so belagere sie. Und wenn sie der Herr, dein Gott, dir in die Hand gibt, so sollst du alles, was männlich darin ist, mit der Schärfe des Schwerts erschlagen.“ (V12f). Im Falle der Städte, die Gott Israel zum Erbe geben will, erreicht es sogar die Dimension des Völkermords mit der Aufforderung in Vers 16f: „du sollst nichts leben lassen, was Odem hat, sondern sollst an ihnen den Bann vollstrecken.“ Dieser Logik folgt das Requerimiento von 1513: zuerst den Frieden anbieten, dann losschlagen, um das rechtmäßige Erbe anzutreten. Der zweite auslegungsgeschichtlich fatale Text stammt aus dem neuen Testament, aus dem Lukas-Evangelium im 14. Kapitel. Das Gleichnis vom großen Abendmahl, bei dem sich die geladenen Gäste einer nach dem anderen entschuldigen lassen und der Herr schließlich seinen Knecht beauftragt: „*Geh hinaus auf die Landstraßen und an die Zäune und nötige sie hereinzukommen, dass mein Haus voll werde.*“ (V23) „Nötige“, das klingt nicht nur nach einer freundlichen Einladung.

Eine klare Distanzierung von jeglicher Androhung und Anwendung von Gewalt in der Weitergabe des Evangeliums kann nur im Sinne Jesu sein, der die „Sanftmütigen“ und „Friedfertigen“ selig gepriesen hat.

Die Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) vom 11. November 1999 in Leipzig hat eine Kundgebung zum missionarischen Auftrag der Kirche verabschiedet, in der sich auch ein Schuldbekenntnis findet: „Die Geschichte der Mission war auch eine Geschichte von Schuld und Scheitern, für die Vergebung zu suchen und aus der zu lernen ist. Die pauschale Diskreditierung der Geschichte der christlichen Mission ist aber ungerechtfertigt. Sie wird gerade von den Menschen in den einstigen Missionsgebieten Afrika oder Asiens selbst zurückgewiesen; sie erzählen uns von den segensreichen Auswirkungen der christlichen Mission vergangener Jahrhunderte, die bis heute spürbar sind.“

Rückblickend auf die Geschichte der Leipziger Mission fällt mir auf, wie entschieden kolonialkritisch gearbeitet wurde. Als erstmalig von unserer Mission eine Arbeit in einer deutschen Kolonie begonnen wurde, wurde sehr bewusst in der Generalversammlung 1893 formuliert: „Dient nicht dem deutschen Kaiserreich, sondern dem Reich Gottes!“ Die Leipziger Mission hat nie eine Niederlassung im damaligen Deutsch-Ostafrika in der Nähe einer Militärstation gegründet, um für die Sicht der Einheimischen mögliche Verwechslungen zu vermeiden. Direktor Carl Paul hielt – mitten auf der Höhe deutschen Nationalstolzes im Monat vor der Eröffnung des Völkerschlachtendenkmals - im September 1913 in unserem Missionshaus eine Grundsatzrede zum Verhältnis zwischen Mission und Kolonisation in Deutsch-Ostafrika. Er kritisierte in schärfster Weise das – so wörtlich – „Herrenmenschentum“, die rassistische Herabwürdigung und rücksichtslose Ausbeutung der einheimischen Bevölkerung. Er erwartete, dass die Missionare die Rolle als „Verteidiger der Eingeborenen“ übernehmen und sich in dieser Rolle letztlich überflüssig machen. Denn Direktor Paul traute den Einheimischen zu, dass sie selber einmal für ihre eigenen Rechte eintreten können, sobald ihre Rechtslage sichergestellt ist und sie sich über „vertrauenswürdige Eingeborenen-Kommissare“ Gehör verschaffen können. So entgeht er der Gefahr eines dauerhaften Paternalismus. Die Leipziger Missionare haben sich konkret für die „Sperrung des Dschaggalandes gegen den Zuzug weißer Kolonisten“ eingesetzt, um deren Kultur und Menschenrechte besser zu wahren. Direktor Paul hält abschließend fest: Wenn Mission und Kolonialpolitik sich begegnen, „geraten sie leicht in eine gewisse Gegnerstellung, zumal wenn die Kolonisatoren jenen selbstsüchtigen Standpunkt mit aller Schärfe und Rücksichtslosigkeit geltend machen. Da sieht sich die Mission unversehens in die Rolle des Anwalts der Eingeborenen gedrängt, die sie nicht vergewaltigen lassen will. So kommt es zu Gegnerschaft zwischen beiden. Wir haben diesen Vorgang in den letzten Jahren wiederholt erlebt.“

Diese Leipziger Tradition wird im Kleinen Evangelischen Erwachsenen Katechismus der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD) von 2004 im Abschnitt

„Mission und Kolonialismus“ (S. 256) erwähnt, um deutlich zu machen, dass die Mission „nicht selten in kritischer Distanz zu den Kolonialregierungen“ erfolgt ist. Das Fazit der VELKD lautet ähnlich wie das der EKD Synode von 1999: „Trotz nicht zu leugnender Schuld christlicher Missionare haben viele Menschen Zugang zu Gottes befreiender Liebe in Jesus Christus gefunden. Sie waren den Missionaren für die Übermittlung dieses Geschenkes dankbar, zumal nicht selten Bildung, medizinische Hilfe und Fortschritt sowie die Befreiung aus seelischen und sozialen Bindungen damit verbunden waren.“

Aus der Geschichte kolonialer Verstrickungen christlicher Mission ist vor allem die **Option für die Gewaltlosigkeit** zu lernen. Wenn Gott die Liebe ist und Mission Gottes immer schon die Initiative ergriffen hat, um in aller Geduld die Herzen der Menschen zu erreichen und uns Sündern nachzulaufen, so kann diese Liebe nur in Freiheit angenommen und beantwortet werden. Missionarische Aktionen dürfen diesen Respekt Gottes vor unserer Gewissensfreiheit nicht zuwider laufen. Die schon einmal zitierte Synode der EKD von 1999 formuliert: *„Mission behält die Absicht, andere Menschen zu überzeugen, d.h. mitzunehmen auf einen Weg, auf dem die Gewissheit des christlichen Glaubens ihre eigene Gewissheit wird. Aber sie tut dies in Demut und Lernbereitschaft. Eine so verstandene Mission hat nichts mit Indoktrination oder Überwältigung zu tun. Sie ist an der gemeinsamen Frage nach der Wahrheit orientiert. Sie verzichtet aus dem Geist des Evangeliums und der Liebe auf alle massiven und subtilen Mittel des Zwangs und zielt auf freie Zustimmung. Eine solche Mission ist geprägt vom Respekt vor den Überzeugungen der anderen und hat dialogischen Charakter. Der Geist Gottes, von dem Christus verheißen hat, dass er uns in alle Wahrheit leiten wird (Joh 16,13), ist auch in der Begegnung und dem Dialog mit anderen Überzeugungen und Religionen gegenwärtig.“*

2: Kolonialismus, Teil II

(Arnd Bünker)

Ähnliche Texte, wie die von Herrn Hanfstängl zitierten, ließen sich auf für die katholische Kirche vorbringen: Das Zweite Vatikanische Konzil hat sich in den 1960er Jahren ausdrücklich dazu durchgerungen, jeder Form von Gewalt im Zuge von Mission abzusagen, keinerlei Zwangsmittel zu erlauben und Religionsfreiheit anzuerkennen. Der letzte Papst, Johannes Paul II., hat in Vergebungsbitten die Schuld vieler Christen eingeräumt, die in Ausübung der Mission geschehen ist.

Es hat seit dem nicht an Vorschlägen gemangelt, den historisch so belasteten Begriff „Mission“ zu ersetzen. Der Begriff „Evangelisierung“ z. B. ist hier oft genannt worden, prominent von Papst Paul VI. in seinem Missionsschreiben „Evangelii nuntiandi“ (1975). Aber es gibt Argumente, die dagegen sprechen, den Missionsbegriff auszutauschen. Aus meiner Perspektive besteht vor allem die Gefahr, dass mit der Entledigung des Missionsbegriffs zugleich die Opfer der Geschichte der Mission in Vergessenheit geraten. Man würde mit dem schwierigen Begriff auch die schwierige Geschichte mit entsorgen, so, als hätten wir mit den Opfern von damals (und den Folgen bis heute) nichts (mehr) zu tun. Dagegen steht die Hoffnung oder Erwartung, dass „Mission“ nur dann vor ihrer eigenen möglichen Gewaltförmigkeit bewahrt werden kann, wenn sie sich ihrer ambivalenten Geschichte immer wieder neu stellt, wenn heutige missionarische Kirche oder Christinnen und Christen zu einer verantwortlichen und opfersensiblen Reflexion ihres Handelns gelangen. Ein neuer, „unschuldiger“ Begriff könnte dazu verleiten, alte Fehler lediglich zu wiederholen. Gerade Naivität aber scheint mir eine Ursünde in der missionarischen Praxis der Kirche zu sein. Diese Naivität möchte ich kurz erläutern:

Heute scheint uns die Verurteilung der kolonialen missionarischen Praxis völlig eindeutig. Aber die Zeitgenossen, die z. B. im 19. und frühen 20. Jahrhundert den missionarischen Aufbruch der Kirchen von Deutschland in die Welt gefördert und unterstützt haben, hielten ihr Tun für absolut menschlich, fortschrittlich und modern. In der katholischen Kirche war die Missionsbewegung die erste große Laienbewegung in der Kirche überhaupt! Fast jede katholische Familie abonnierte selbstverständlich eine Missionszeitschrift und finanzierte oft unter Inkaufnahme eigenen Mangels die kirchlichen Missionswerke! Der sog. „Nickneger“, eine Blechfigur, die sich vor allem an Weihnachtskrippen in den Kirchen fand, und die bei Einwurf eines Groschens anfing, mit dem Kopf zu wackeln, dankbar zu nicken, wurde nicht als rassistisches Objekt erkannt, sondern war Ausdruck einer für selbstverständlich gehaltenen Dankbarkeit der vermeintlich zivilisierten und christianisierten Menschen in Afrika. Auf dass sie so würden, wie wir! Das war gut gemeint, aber eben oft nicht gut gemacht. Die Naivität in der Einschätzung einer eigenen Überlegenheit der westlichen Kultur und christlichen Religion schlug sich in Arroganz, Ignoranz, Überheblichkeit und Unterdrückung nieder. Was als erhebende Zivilisation der Welt unterstützt wurde, zeigte sich bald auch als unterschwellige oder gar offene Unterwerfung.

Wir sind bis heute nicht frei, von solcher Naivität hinsichtlich unserer besten Absichten. Das gilt kirchlich wie gesellschaftlich: Die mit missionarischem Eifer (und missionarischen Erwartungen!) erfolgte Einführung von westlichen Kirchenstrukturen in Ostdeutschland (zu

denken ist hier an frühe Versuche aus dem angelsächsischen Bereich (Church Planting, Willow Creek); an Vorstellungen in Teilen der westdeutschen Kirchen, in der ehemaligen DDR ein religiöses Vakuum füllen zu können oder zu müssen (ein Vakuum oder Verlangen der Menschen, das es aber gar nicht gab, was der Erfurter Philosoph Tiefensee oft genug mahnend ins Bewusstsein gebracht hat) und schließlich die auf solche gut gemeinten aber eben naiven Fehleinschätzungen bauende Einführung kirchlicher Infrastrukturen in Ostdeutschland, die bald schon mancherorts den finanziellen Ruin mit sich brachten, weil die Zahlen der Christen eben nicht in die Höhe schossen) zählt genauso dazu wie die Frage der Macht in internationalen Kirchen- und Gemeindeparterschaften. Wer zahlt, bestimmt die Richtung. Noch immer werden Projekte im „Süden“ nach Vorgaben des „Nordens“ unterstützt. Auch Helfen, auch Entwicklungshilfe, ist immer auch eine Form der Machtausübung und vielleicht bloß eine Verlängerung alter kolonialer Verstrickungen der Mission. Die Entkolonialisierung der Mission bleibt eine Aufgabe für jede Grenzüberschreitung, die nicht gewaltförmig stattfinden soll. Das gilt nicht zuletzt für unsere gesellschaftlichen Missionen: Ich bin für Demokratie und Menschenrechte – aber nicht für die bestenfalls gut gemeinten militärischen Missionen der westlichen Welt in Bosnien, Afghanistan, Irak usw. Die Beispiele mögen Widerspruch hervorrufen und das sollen sie auch. Mir geht es hier nicht um eine eindeutige Situationsdarstellung, sondern um das Aufzeigen des Problems, das immer mit Mission verbunden ist: Grenzüberschreitung ist ambivalent – das Wegschauen und die ängstliche Vermeidung von Grenzüberschreitung aber auch!

3: Option für die Armen

(Arnd Bünker)

Gottes Ja gilt allen Menschen. Das wäre kaum der Rede wert, wenn dies eine übergeschichtliche, abstrakte Glaubensaussage wäre. Egal was ist und was war – alle kommen in den Himmel...

Gottes Ja hat eine geschichtliche, eine in dieser Welt wirksam werdende und konkrete Dimension. Es richtet sich zuerst an die Armen, die Schwachen, die Unterdrückten und Benachteiligten. Biblisch beschreibt Jesus seine eigene Mission so (Lk 4): den Armen eine gute Nachricht bringen, den Gefangenen die Entlassung verkünden, den Blinden das Augenlicht geben, die Unterdrückten befreien und gerechte Lebensverhältnisse wiederherstellen.

Wenn alle Menschen leben sollen, dann muss dies zuerst das Leben der Schwächsten sicherstellen. Gottes Ja zu den Menschen zieht sich nicht feige aus den Widrigkeiten der realen Geschichte zurück. Gott bleibt nicht neutral. Gottes Ja zu allen schließt Parteilichkeit zugunsten der Schwachen ein, sonst wäre das Ja bloße eine hohle Phrase. Das Alte wie das Neue Testament sind sich in Gottes Option für die Armen einig. Jesus ist in der Kette der Zeugen für diesen Gott JHWE ein zentrales Glied, weil Gott in ihm seine Absichten für die Menschen erkennbar werden lässt und sich selbst nicht in die Sicherheit der Neutralität zurückzieht. Jesus lebt als Mitglied eines unterdrückten Volkes, er wird durch seine Praxis für die religiös, wirtschaftlich, kulturell und politisch Ausgestoßenen selbst zum Hassobjekt und erlebt das Schicksal der Schwachen in aller Konsequenz. Gottes Option für die Armen hinterlässt Spuren, bringt Gott selbst ans Kreuz. Das zumindest berichtet die Bibel und das glauben Christinnen und Christen – und nur davon können sie Zeugnis ablegen, also missionarisch sein.

Missionarische Praxis der Kirche kann sich daher nicht um die zerrissene und konfliktive Wirklichkeit der Welt herumdrücken. Das Ja Gottes zu allen Menschen zu bezeugen, vor allem gegenüber den Schwachen, führt nicht aus der Welt heraus, sondern direkt in sie hinein. Der missionarische Einsatz von Christinnen und Christen heißt unbedingt: Zuwendung zu den Armen. Sie brauchen das spürbare Zeugnis für das Ja Gottes am meisten. Deshalb engagieren sich Missionarinnen und Missionare, Christinnen und Christen in Krankenstationen, in Entwicklungshilfe, in Favelas und Elendsvierteln. Und nicht selten teilen sie das Schicksal der Armen, werden bedroht, als Störenfriede beschuldigt, ausgewiesen oder umgebracht.

Die Option für die Armen ist auch in den Kirchen nicht unumstritten. Der „katholische“ Kontinent Lateinamerika ist zugleich der Kontinent mit den meisten Märtyrern und Märtyrerinnen, die ihr Leben im Kampf für Gerechtigkeit verloren haben, weil sie unbequeme Wahrheiten aussprachen oder sich den Interessen der Mächtigen in den Weg stellten... solcher Mächtiger, die sich selbst für Christinnen oder Christen halten, für „gute Katholiken“ meistens.

Hier von Mission zu sprechen, zwingt die Kirchen selbst immer neu, sich für das Zentrum ihres Glaubens zu entscheiden: Geht es um Gottes Ja zu allen Menschen und dementsprechend um eine Lebenspraxis, die Ausdruck dieser Hoffnung ist – und sich damit gegen die tatsächlichen und für manche Menschen hoffnungslosen Verhältnisse zu stellen bereit ist – oder geht es um die fromme Vorstellung, die Mitgliedschaft in der Kirche sei das Ticket zum Heil, um das sich der „liebe Gott“ irgendwann einmal kümmern werde. Es soll hier nicht verschwiegen sein, dass viele Missionare und Missionarinnen diese letzte Perspektive verfolgen. Insbesondere bei uns in Europa findet ein solches enges Missionsverständnis sein Echo. Hier steht dann die Kirche im Mittelpunkt: Mission als Dienst an der Ausdehnung der Kirche, als

Christenvermehrung – aber nicht als Dienst am Reich Gottes, in dem die Armen das Leben haben. Dabei gilt es genau zu sein: Christenvermehrung ist auch für mich ein Grund zur Freude. Es ist schön, wenn ich erlebe, dass andere meine Gründe für ein Leben in Hoffnung teilen. Insofern muss Christenvermehrung für sich genommen nicht falsch sein, wäre aber dort verkürzt, wo eine solche Mission um den Preis der grenzüberschreitenden Hinwendung Gottes zu allen Menschen, besonders zu den Armen, erkaufte würde. Die Annahme der mit dem Evangelium verbundenen Hoffnung schließt eben auch Umkehr ein – insbesondere bei denen, deren Leben und Lebensstil Ursache für die Hoffnungslosigkeit anderer Menschen sind. Hier lohnt es sich, im Einzelfall genau zu prüfen. Dabei kann sich die Kirche ruhig auf Konflikte einlassen – mehr noch: Wenn eine missionarische Kirche keine Konflikte provoziert, muss sie sich fragen lassen, wie ernst sie den Anspruch Jesu nimmt, der eine gute Nachricht für die Armen hatte.

Mit anderen Worten: Mission der Kirche verzichtet zwar auf Gewalt, ist aber nicht konfliktfrei. Wo sie Gottes Parteilichkeit für die Armen teilt, erleidet sie sogar die Gewalt, die die Armen und Schwachen tagtäglich erfahren.

4. Inkulturation, Teil I

(Michael Hanfstängl)

Der dialogische Charakter christlicher Mission findet sich sehr anschaulich in der Begegnung zwischen dem römischen Hauptmann Kornelius und dem Apostel Petrus, die im 10. Kapitel der Apostelgeschichte überliefert ist. Beide machen Erfahrungen in ihrer religiösen Praxis, die ihnen unlösbare Rätsel aufgeben. Diese Rätsel lassen sich erst dadurch lösen, dass sie sich über ihre Erfahrungen austauschen. Entgegen dem Zerrbild eines fanatischen unbelehrbaren, rechthaberischen, intoleranten Missionars zeigt die Apostelgeschichte, dass sich der Missionar in der Begegnung mit den Heiden verändert und dass Gott den Heiden schon längst führt und leitet, ehe der erste Missionar angekommen ist. Auch der Missionar lernt dazu! Der Missionar lässt sich herausfordern, sich selbst und seine Prinzipien in Frage zu stellen. Im Falle des Petrus hieß dies, die jüdischen Speise- und Reinheitsvorschriften zu übertreten und den römischen Hauptmann in seinem Haus zu besuchen. Im Dialog wird ihm klar, dass Gott in Jesus Christus eine neue Gemeinschaft geschenkt hat zwischen Juden und Heiden. Dass diese Grenzüberschreitung die Kirche in Bewegung setzt und zu innerkirchlichen Konflikten führt, zeigt das folgende 11. Kapitel (Verse 1 bis 18), das sich als eine Art Disziplinarverfahren ge-

gen Petrus verstehen lässt. Mitchristen, die in verschiedenen Kontexten leben und andere geistliche Erfahrungen gemacht haben, haben es schwer, einander zu verstehen. Petrus führt in seiner Verteidigung gegenüber den gläubig gewordenen Juden in Jerusalem an, wie Gottes heiliger Geist ihn zur Grenzüberschreitung geführt hat, und er kann zunächst nicht viel Verständnis erreichen: „Als sie das hörten, schwiegen sie still.“ Es braucht etwas Zeit, bis sich bei seinen Gegnern die Einsicht breit macht, dass „Gott auch den Heiden die Umkehr gegeben hat, die zum Leben führt.“ (Apg 11,18) und von daher Petri Verhalten richtig war.

Bei jeder Grenzüberschreitung stellt sich die Frage, was unaufgebbar ist für die eigene christliche Identität und was flexibel gehandhabt werden kann. Dabei kann es in einer Region zu Lösungen kommen, die für andere noch gewöhnungsbedürftig sind. Im Extremfall kommt es zu Kirchenspaltungen.

Beispiele aus der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Tansania (ELCT) aus der Missionsarbeit beim Volk der Massai

Evtl. mit einigen DIAs veranschaulichen.

- Die erste Generation lutherischer Christen führt ihre polygame Ehe weiter, die vor ihrer Taufe bereits geschlossen war. Es wäre unzumutbar, den Taufbewerber aufzufordern, drei seiner vier Frauen fort zu schicken. Kommende Generationen folgen dem Ideal der monogamen Ehe, falls sie erst nach ihrer Taufe heiraten.
- Die Beschneidung ist ein wichtiger Initiationsritus – auch eine gewisse Mutprobe, ob jemand schon wirklich als Erwachsen angesehen werden kann. Wie sollen junge Christen mit dieser Tradition umgehen? Die ELCT setzt sich klar gegen die Verstümmelung von Frauen ein. Doch könnte ein Ritus des Einritzens vielleicht mit der christlichen Konfirmation verbunden werden, um im Übergang zur Erwachsenenwelt der Tradition Genüge zu leisten.
- Das Antependium am Ambo einer kleinen Massai-Kirche zeigt die Symbolik von Schild und Speer. Christus schützt uns vor dem Bösen wie ein Schild. Die Lebenswelt bietet eigene Bilder, um den Glauben an Christus zum Ausdruck zu bringen. Dabei werden manche Stellen der Bibel neu entdeckt (wie die Erkenntnis der Aymara Indianer in Bolivien, dass ihre „Pachamama“, die Mutter Erde eine aktive Rolle in der Schöpfungsgeschichte hat, indem Gott sie direkt ansprach: „Es lasse die Erde aufgehen Gras und Kraut, das Samen bringt...“ (1 Mose 1,11))

- Im Norden Malawis und Süden Tansania ist die Frage verbreitet, WER an einer Krankheit persönlich Schuld sei, nicht WOMIT sich jemand angesteckt hat. Die Suche nach den Schuldigen kann zu einer Art Hexenverfolgung entarten. In einem Altarbild findet sich die christliche Antwort auf diese Unsitte: Jesus heilt einen Blindgeborenen (Joh 9) und kritisiert seine eigenen Jünger für ihre unhaltbare Denkweise, die dieser Region Afrikas vertraut ist: „Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, dass er blind geboren ist?“ (Joh 9,2)

Welche Inkulturation ist berechtigt, welche nicht? Hilft eine dezentrale Entscheidungsstruktur mit selbständigen Landeskirchen, die sich möglicherweise so lange in kleinere Einheiten aufgliedern, bis jede Kultur „ihre eigene Kirche“ prägen kann? Hilft eine zentrale Instanz, die die Einheit wahrt und unter Umständen missionsgeschichtliche Fehlentscheidungen trifft (Verbot der Jesuiten Reduktionen / Ritenstreit)? Welche Institutionen benötigt die „Eine, Heilige, Katholische und Apostolische Kirche“ in aller Welt, um „Einheit in Vielfalt“ und „versöhnte Verschiedenheit“ zu leben?

4. Inkulturation, Teil II

(Arnd Bünker)

Inkulturation ist mehr als bloße Übersetzung. Es geht nicht nur darum, mit neuen Ausdrucksmitteln aus anderen Kulturen das längst Bekannte auch fremden Menschen zu sagen, sondern es geht um die Erfahrung, dass jede Kultur, jede Gruppe zu jeder Zeit und in jeder neuen Situation den Sinn des Evangeliums, neu erschließen muss. Nicht bloß Übersetzen, sondern zum Teil des eigenen Lebens werden lassen, das meint Inkulturation des Evangeliums.

Aus unterschiedlichen Perspektiven kann man einen Text ganz anders verstehen. Ein Beispiel mag das Verständnis der Weihnachtsgeschichte sein, das ich jetzt vielleicht etwas überzeichnend, aber wohl nicht ganz an der Realität vorbei, in zwei Inkulturationen skizziere: Ernesto Cardenal, der nicaraguanische Theologe, Politiker und Dichter, hat mit Menschen aus Solentiname, einfachen Leuten von einer Inselgruppe Nicaraguas, die Bibel gelesen. Aus ihrer Perspektive wurde die Geschichte von Maria, die ein Kind empfing, es zu Elisabeth brachte und es in einer Krippe gebar, zu einer Geschichte der Revolution. Bei uns in Deutschland ist die Weihnachtsgeschichte eher eine Geschichte für die häusliche Idylle – dazu gehören Tannengrün, erzgebirgische Schnitzereien und im Kerzenschein leuchtende Kinderaugen. Zwei In-

kulturationen des Evangeliums! Auch Adventskranz, Osterhase und Ostereier sind nichts anderes als hiesige Inkulturationen biblischer Erzählungen – manchmal bis zur Unkenntlichkeit entstellt, wenn wir noch den Weihnachtsmann hinzuziehen, der jedoch auch irgendwie ein Echo vom Evangelium des Gottes ist, der es mit den Menschen gut meint.

Oft haben christliche Missionare ihre eigenen Inkulturationsgewohnheiten für „das Christliche“ schlechthin gehalten. Neugotische Kirchen stehen auf der ganzen Welt, alpenländische Krippenszenen sind in Brasilien nichts Ungewöhnliches und ich selbst habe in Aracaju, einer nordostbrasilianischen Stadt, an Heiligabend bei 40 Grad im Schatten Kunstschnee von Hochhäusern der Innenstadt fallen gesehen. Erfolgreiche Mission? Ich fürchte, dass für Menschen in Brasilien der Umweg über mitteleuropäische Traditionen sehr weit ist, um einen eigenen lebensnahen Zugang zum Evangelium zu bekommen. Dass es heute auch eigene Inkulturationsergebnisse in ehemaligen sog. Missionsländern gibt, wie Herr Hanfstängl berichtet hat, ist daher ein Grund zur Freude, auch wenn unser eigener Glaube und unsere eigenen Gewohnheiten und Traditionen dadurch herausgefordert werden. Mission als Grenzüberschreitung verändert eben auch die Missionarin und den Missionar.

Inkulturation wird gerade für unser hiesiges Christentum zu einer eigenen Bewährungsprobe – und macht nicht zuletzt deutlich, dass wir auch in Mitteleuropa vor einer missionarischen Herausforderung stehen. Die französische Soziologin Danièle Hervieux-Léger spricht von einer Exkulturation des Katholizismus. Sie meint – und das dürfte auf Deutschland ebenso zutreffen –, dass es der Kirche in ihren Feiern und in ihrer Verkündigung nicht mehr gelinge, von den Menschen verstanden zu werden. Deshalb bleiben die Menschen der fremd gewordenen Kirche fern. Katholizismus sei zu einem Fremdkörper in der kulturellen Landschaft Frankreichs geworden. Wahrscheinlich kann man das für Deutschland auch sagen und mir scheint, dass es sich mit den evangelischen Kirchen nicht viel anders verhält. Für die Mission der Kirchen hier bei uns heißt dies aber auch, dass sie sich ändern müssen, wenn sie die Grenzen zu den Menschen vor der eigenen Haustür und in der unmittelbaren Nachbarschaft überschreiten möchten. Die Ambivalenz von Grenzüberschreitungen ist heute nicht mehr nur eine Sache der großen Distanz, sondern eine Erfahrung in der unmittelbaren Nähe. Mission und Inkulturation sind hiesige Herausforderungen. Dabei müssen die Kirchen auf Überraschungen gefasst und für die eigene Bekehrung offen sein, denn es ist möglich, dass das Ja Gottes von Menschen außerhalb der Kirchen ganz anders gehört wird und ein ganz anderes Echo erschallen lässt, als es kirchliche Ohren bislang zu hören gewohnt waren. Auf die Bereitschaft zu

diesem Hören kommt es an, wenn Kirche missionarisch sein will. Der brasilianische Theologe José Comblin hat es einmal – damit möchte ich schließen – so zusammengefasst:

„Die Evangelisierung beginnt mit der ersten Antwort des Evangelisierten. (...) Von diesem Augenblick an beginnt eine Zusammenarbeit zwischen beiden. Von diesem Augenblick an hört der Evangelisierende auf, Herr der Botschaft zu sein. Der Empfänger des Evangeliums kann es nur annehmen, wenn er es für sich selbst neu schaffen kann, für sich und in sich selbst. Er schafft das Evangelium von neuem. Er rekonstruiert die Botschaft, die er empfing. Wenn ihm diese Möglichkeit nicht gewährt wird, bleibt die Evangelisierung blockiert. So ist die Inkulturation zuerst das Werk des Empfängers des Evangeliums. Er ist es, der aus seiner Kultur heraus die Botschaft aufgreift und sie mit Inhalt füllt.“ (Zitiert aus: Nóbrega de Lima, Degislando: Zeugnis, Mission und die Frage nach dem Anderen, in: Bünker, Arnd / Weckel, Ludger (Hg.): „...ihr werdet meine Zeugen sein...“ Rückfragen aus einer störrischen theologischen Disziplin, Freiburg 2005, 270-279, 273, FN 6).